

EVA STERNHEIM-PETERS

Habe ich denn allein gejubelt?

Eine Jugend im Nationalsozialismus



EUROPAVERLAG

»weil sie keinen mitgekriegt hatten«, und zu dem Schaden kam der Spott. Manche haben eine bescheidene Karriere gemacht, manche haben sich »emanzipiert«, obwohl ihre Träume ganz andere waren – damals –, denn irgendwo in ihren Schubladen bewahren sie verblasste Fotos auf von jungen Männern, deren Gebeine am Eismeer oder an der Atlantikküste, in Afrikas Wüstensand oder in den Sümpfen Russlands vermodert sind und die heute längst ihre Enkel sein könnten.

Sie liegen an Straßenrändern und Feldrainen, an Bahnstrecken und Flussufern, unter wanderndem Sand der Kirgisensteppe und unter den Dünen der libyschen Wüste. Sie liegen in schwerer, fruchtbarer Schwarzerde der Ukraine, unter Moos und Flechten im frostharten Boden Kareliens, unter Palmen und Olivenbäumen, Pinien und Zypressen in Italien, Jugoslawien und Griechenland. Sie liegen in hellen Birkenhainen und dunklen Fichtenwäldern der Taiga, im Fjord von Narvik und an der Mole von Kirkenes, unter blühenden Wiesen und reifenden Kornfeldern vor Moskau und Leningrad. Sie liegen in Kurland und auf Kreta, in der Tucheler Heide, in den Ardennen, in der Toskana und am Ilmensee, in Tälern und Schluchten des Kaukasus, der Karpaten und des Pirin-Gebirges, bei Kursk, Demiansk, Charkow und auf der Krim, vor Tobruk und El Alamein, bei Staraja Russa und in Stalingrad. Sie liegen bei Cherbourg und Caen, La Rochelle und Arnheim, an Wolga, Don, Dnjepr und Bug, Weichsel und Oder, im Hürtgenwald, an der Rheinbrücke bei Remagen und an den Pichelsdorfer Brücken über die Havel zwischen Spandau und Berlin.

Herbstregen und Schneestürme, Eiswind, Steppenwind, Tauwind, Frühlingswind haben ihre Spuren verweht.

Nach dem Ende des »Großen Vaterländischen Krieges« bildete sich in der Sowjetunion eine Tradition heraus: Junge Ehepaare bringen am Hochzeitstag Blumen auf einen Heldenfriedhof oder legen sie vor einem der zahlreichen Ehrenmale für die Gefallenen nieder. Sie gedenken der zehn Millionen sowjetischer Soldaten, die ihr Leben für die Freiheit der Heimat und für Leben und Glück der Nachgeborenen gaben. Auch in Deutschland gibt es Ehrenmale für die Gefallenen, amtliche Kranzniederlegungen und Gedenkreden an Volkstrauertagen. Da wird von Heimatliebe, Opferbereitschaft, treuer Pflichterfüllung, Mut, Tapferkeit und Kameradschaft gesprochen – große Worte, mit einem Moderdunst nach Blut und Tränen, Tod und Verderben.

In den Niederungen des Alltags, der Zivilcourage, der Solidarität, der praktischen Vernunft haben sie nichts verloren, da sie für die Verteidigung der Heimat, der Freiheit, der Demokratie, der Kultur, des Christentums, des Abendlandes und anderer edler Werte reserviert bleiben müssen. Nicht auszudenken, wenn sie zum Ungehorsam gegen Gesetze, zur Verweigerung von Befehlen, für Tapferkeit vor dem Freund, zur Kameradschaft mit den Nachbarn missbraucht würden. Es gilt sie zu schützen vor der Beschränktheit der Frauen – der Uneinsichtigkeit der Mütter – dem Überlebenswillen der Kinder, denn: Krieg ist Männersache!

Die jungen deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges zogen keineswegs kriegslüstern, aber tapfer und entschlossen mit der Formel »Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen« in einen sinnlosen, blutigen, mörderischen Krieg. Sie starben nicht für Führer, Volk und Vaterland, wie es in den Todesanzeigen der Heimatblätter hieß, und nicht für die Freiheit und das Glück der Nachgeborenen.

Sie starben:

*für größtenwahnsinnige Eroberungspläne des Generalstabs, für brutale Ausbeutungs- und Versklavungsziele der Großindustrie,
für Herrenrassedünkel wild gewordener Kleinbürger
im Reichssicherheitshauptamt,
für unchristliche Kreuzzugsideen der Kirche.*

Wie soll man ihrer gedenken, die doch mit ihrem Blut den Makel millionenfachen Massenmordes im Namen Deutschlands nicht zu löschen vermögen? Soll man ihrer gedenken?

*»Kein Dank des Vaterlandes war ihnen gewiß.
Nicht den Toten und nicht den Überlebenden.
Kein Dank der Nachgeborenen, nicht einmal Respekt.
Sie sagen: »Na und, selber schuld!«*

Auch junge Soldaten von heute müssen an »ewige Werte« glauben, wenn sie – wann und wo auch immer – zum »Einsatz« kommen. Sie müssen dran glauben, denn ohne gläubige Soldaten können die Herren Generäle einpacken. Und damit die ewigen Werte ganz oben bleiben, erklingt am Schluss der Gedenkreden an Volkstrauertagen die Weise vom guten Kameraden, die nichts erklärt, nichts beantwortet, nichts infrage stellt:

*»Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bess'ren findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite In gleichem Schritt und Tritt,
In gleichem Schritt und Tritt.«*

Flandern in Not (*Der Erste Weltkrieg*)

E. ist zwischen den Kriegen geboren – sieben Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, in dem ihre Eltern geheiratet haben, und vierzehn Jahre vor Beginn des Zweiten, in dem ihre Brüder gefallen sind. Damals hieß der letzte, verloren gegangene noch »der« Weltkrieg und war ein »Nie-wieder-Krieg« gewesen.

Die Menschheit hatte endgültig begriffen, dass Kriege nicht mehr in unsere Zeit passten. So wurde es dem Kind von Eltern, Verwandten, Bekannten, Lehrerinnen und Dienstmädchen vermittelt. Nicht einmal Pathos war dabei, das schien allen selbstverständlich. Aber die ganze Menschheit war das nicht, und begriffen hatten nur wenige, dass man Kriege nicht mit gutem Willen verhindern kann. Die Erwachsenen aus der Umwelt des Kindes gehörten nicht dazu. Sie vertrauten arglos den Sonntagsblättern, der nunmehr auf Friedensproduktion umgeschalteten Schwerindustrie und der altbewährten Ordnung in Wirtschaft und Militär, Polizei und Justiz, auch wenn sie jetzt Republik hieß. Sie machten die Rechnung ohne den Wirt, denn »der Kaiser ging, die Generäle blieben«.

Der Erste Weltkrieg ist E. noch auf eine ganz private, familiäre Weise überliefert worden – in Schubladen und Schrankfächern, Büchern, Kästen und Kästchen, durch die ganze Wohnung verstreut. Feldpostkarten und zusammengebündelte Briefe »von der Front«, Fotos von Soldaten, auf denen das Kind nur mühsam den Vater oder einen Onkel erkannte; Ansichten aus Belgien, Frankreich, Russland; Zeitungsausschnitte mit Gedichten, Heeresberichten und Todesanzeigen; Orden und Ehrenzeichen, Flottenkalender, Liederblätter, Landkarten, Zeichnungen. Auch ein Kriegsbilderbuch für Kinder war dabei, das hatte die Kronprinzessin schon im Jahre 1914 herausgegeben. Zu diesem »Familienarchiv« gehörten die Worte Schützengraben, Unterstand, Trommelfeuer und Ortsbezeichnungen: Tannenberg, Skagerrak, Marne, Somme, Verdun, immer wieder Verdun. Manchmal tauchten fremde Männer auf, die keine richtigen Onkel waren, sondern »alte Kriegskameraden«. Der Vater duzte sich mit ihnen, weil sie zusammen in irgendwelchem Dreck gelegen hatten, der von großer Bedeutung gewesen sein musste.

Die Mobilmachung im August 1914 war für das Kind kein historisches Ereignis, sondern verbunden mit privaten Überlieferungen, wann, wo und in welcher Weise diese Nachricht in das geruhsame Leben der Familien Peters in Gelsenkirchen und Determeyer in Ibbenbüren eingebrochen war – damals, in der »guten alten Zeit« vor dem Ersten Weltkrieg. Im August 1914, als »der Kaiser rief, und alle, alle kamen«, als es »keine Parteien mehr gab, sondern nur noch Deutsche«, kamen acht Brüder der Mutter vom Deteringhof im Münsterland. Sie hatten »einjährig-freiwillig« gedient und sich lange vor dem Krieg scherz-ernsthaft Ort, Zeit und Stunde des »Einrückens« abgefragt, für einen Tag, der »Mobilmachung« hieß, weil das in ihren Entlassungspapieren verzeichnet stand: in Münster, in Osnabrück, in Rheine – morgens um sechs Uhr vor dem Krieg.

Onkel Valentin, der älteste, wurde zum »Landsturm« eingezogen und in polnisch-russischen Wäldern als »Waldhüter« eingesetzt. Da ging er vier Jahre lang mit dem Bruder von Hermann Löns auf die Jagd, wie schon vor dem Krieg und noch viele Jahre danach. Onkel Job, der jüngste, meldete sich freiwillig zu den Jagdfliegern, war mit 20 Jahren Leutnant und ein »Held der Nation«. Später, nach dem Krieg, als er die Uniform ausziehen musste, »hat er nicht mehr so richtig Fuß fassen können in einem

ordentlichen Beruf«, hieß es in der Familie. E.s Vater wurde mit 33 Jahren als einfacher Rekrut eingezogen. Seine Frau konnte es zeitlebens nicht verwinden, dass er vor ihrem jüngsten Bruder (dem »dummen Jungen«) strammstehen musste. Als der Fliegerleutnant in der Kaserne erschien, in der der Studienrat gnadenlos für den Fronteinsatz zurechtgeschliffen wurde, fiel ein Schein seines Glanzes auf den Musketier Peters: »Aber selbstverständlich, Herr Leutnant, bekommen ›der Herr Schwager‹ heute Nachmittag Ausgang!« Keiner von ihnen hatte eine Partei zwischen sich und dem Vaterland, denn mit den »Sozis« hatten sie nichts im Sinn, weil sie keine Arbeiter waren, sondern immer schon »nur Deutsche«. Aber auch die Sozialdemokraten ertrugen es nicht länger, als »vaterlandslose Gesellen« zu gelten, jetzt, wo das Vaterland in Gefahr war, und bewilligten die Kriegskredite. Die Dichter schrieben Gedichte voller Säbelrasseln und Hurrapatriotismus, derer sich manche später, als es zu spät war, schämten. Die Männerchöre sangen Lieder, in die Millionen mit »heiliger Begeisterung« einstimmten:

*»Oh Deutschland hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu«,
»Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte«,
»Es braust ein Ruf wie Donnerhall«.*

In den Küchen und Waschküchen wurden die Lieder von »siebzig/ einundsiebzig« gesungen, weil der neue Krieg noch keine Lieder hatte:

*»Die Sonne sank im Westen bei Sedan in der Schlacht«,
»Morgenro-ot, Morgenro-ot, leuchtest mir zum frühen To-od.«*

Die vaterländischen Gesänge und Küchenlieder wurden dem Kind »vom Volk« überliefert. Das Volk hieß Unser-Lieschen und war langjähriges Dienstmädchen im Hause der Eltern. Dazu gehörte ihr ebenso langjähriger – weil arbeitsloser – Bräutigam. Die Lieder standen in drei schwarzen, linierten Wachtuchheften, und die vielen Strophen waren sorgfältig bis zum letzten Lalala und Hollahi ausgeschrieben. Von Unser-Lieschen lernte das Kind viele traurigschöne Lieder über den Heldentod. Da war Zeit für edle Worte und Grüße an die Lieben, und man wurde anständig zu Grabe getragen:

*»Ach Mutter, liebste Mutter, nur fest auf Gott gebaut!
Noch tut die Fahne schwe-e-ben,
die mir auf Tod und Le-e-ben mein Kaiser anvertraut« – »Gestern noch auf stolzen Ro-ossen, heute durch die Brust gescho-o-ssen, morgen in das kühle Gra-ab.«*

Der Bräutigam war mehr für männlich-heroische Imponiergesänge zuständig. Er war zwar kein Soldat gewesen (wurde es auch im Zweiten Weltkrieg wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit nicht), aber an vaterländischer Gesinnung ließ er sich von keinem

übertreffen. Mit ihm beruhigte das Kind so manches Mal laut schallend in der Küche das Vaterland:

»Haltet aus! Haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn!

Zeigt's dem Feind, zeigt's der Welt, dass wir treu zusammenstehn!« – »Lieb Vaterland, magst ruhig sein, lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!«

Von ihren Brüdern ließ E. sich viele Male die Texte aus dem Kriegsbilderbuch vorlesen und erweiterte ihren militärischen Wortschatz um die Begriffe: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Patrouille, Granate, Schrapnell. Weil das Buch bereits wenige Wochen nach dem Kriegsausbruch erschienen war, kamen Tanks, Gasmasken, Stacheldrahtverhau und auch Stahlhelme noch nicht darin vor. Dafür blitzte und krachte es auf vielen Seiten, und meist flogen irgendwelche Trümmer durch die Luft. Tote gab es nicht einmal auf der Feindseite, höchstens Verwundete. Nur auf einem Bild war ein Leutnant mit einem Glas im Auge, der seine Männer, die ihn begleiten wollen, mit herrischer Gebärde zurückweist und auf einem einsamen Patrouillenritt den Heldentod findet. Aber den sieht man nicht, das berichtet nur der Text. Auch Franzosen kommen vor. Die fliehen vor den vorwärtsstürmenden, »hurra« rufenden Pickelhaubenkriegern und sehen von hinten mit ihren roten Pluderhosen lächerlich aus. Auf einem Bild war General Hindenburg zu sehen, an dem die Reste der bei Tannenberg vernichtend geschlagenen russischen Truppen in die Gefangenschaft vorbeiziehen. Merkwürdige Gestalten mit Pelzmützen, langen Mänteln, Filzstiefeln, gewickelten Fußlappen und stumpfsinnigen Gesichtern, die im Text »Kosaken, Kalmücken, Tataren« hießen.

Die Verwundeten werden von Sanitätern behutsam gestützt oder auf einer Bahre weggetragen. Im Lazarett kümmern sich Rote-Kreuz-Schwester liebervoll um sie. Frisch gewaschen, frisch rasiert, frisch verbunden, liegen sie in frisch bezogenen Betten, und die »kleinen Prinzen« in Matrosenanzügen kommen zu Besuch und bringen ihnen Blumen und Schokolade, worüber sie sehr erfreut zu sein scheinen.

E. ist in einer Garnisonstadt aufgewachsen, in der es auch zur Zeit des »Hunderttausend-Mann-Heeres« zwischen 1918 und 1935 Soldaten gab. Der Garten des Hauses, in dem ihre Eltern eine geräumige Wohnung gemietet hatten, grenzte an die Infanteriekaserne. Wachablösungen, klingendes Spiel von Militärkapellen, singende Marschkolonnen und das Hornsignal des abendlichen Zapfenstreiches gehören zu ihren frühesten Kindheitseindrücken.

Die Soldaten der Weimarer Republik sangen noch immer die Lieder des großen Krieges. Frankreich war der »Erbfeind«, den es zu besiegen galt, weil man es das letzte Mal nicht ganz geschafft hatte: »Siegreich wolln wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer He-e-e-eld«, oder »Frankreich unser Er-be-feind läßt uns keine Ru-u-uh, morgen